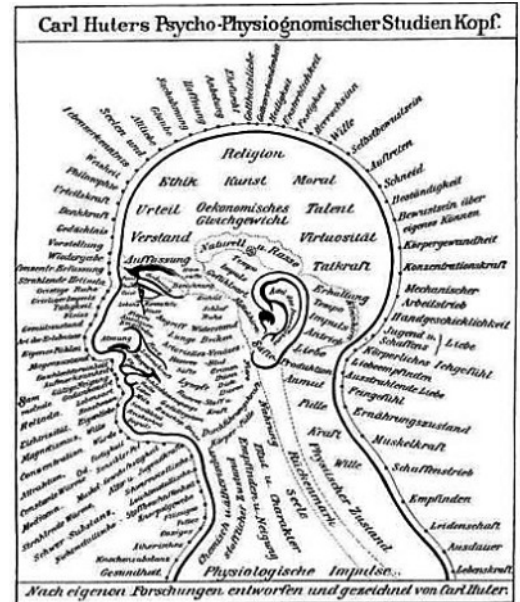


Demaskierungen

Erhard Taverna

Im Oktober 2008 kam ein Referendum gegen die Einführung biometrischer Pässe und Reisedokumente zustande. Die Gegner der auf einem RFID-Chip gespeicherten, digitalisierten Gesichtsbilder und Fingerabdrücke erzwingen mit ihren gesammelten Unterschriften eine Abstimmung über den bereits gefällten Parlamentsbeschluss. In einer elektronisch kommunizierenden Welt der Massenmigration wächst das Bedürfnis nach einer zuverlässigen Personenidentifikation. Dabei werden körperliche oder verhaltensbezogene Merkmale als Datensatz (template) gespeichert und bei Bedarf mit dem aktuellen Referenzbild verglichen (matching). Die Gesichtserkennung kann durch automatisierte Vergleiche der Fingerabdrücke oder der Iris ergänzt werden. Aus den oberen Kanten der Augenhöhlen, den Wangenknochen oder seitlichen Mundpartien, den Schleifen, Bögen und Wirbeln der Papillarleisten und den band- und kammerartigen Strukturen der Regenbogenhaut soll die wahre Identität hervorgehen. Sind die Daten einmal verloren, gibt es keinen Ersatz, anders als bei den jederzeit veränderbaren Pins und Codes. Jede Technik ist manipulierbar, Fehler und Missbräuche sind nie vollständig vermeidbar. Was im einen Fall schützt, kann im anderen vernichten. Vom Datenschützer unerwähnt bleiben technische Entwicklungen, die das Potential haben, an sich harmlose Vermessungen als Instrumente totaler Überwachung oder Beeinflussung einzusetzen.

Was den Zürcher Pfarrer Johann Caspar Lavater (1741–1801) umtrieb, hat der Turiner Arzt Cesare Lombroso (1835–1909) zur Forensik weiterentwickelt, Carl Huter (1861–1912) zur Physiognomik ausgebaut, der Anthropologe und Schädelvermesser Otto Schlaginhaufen (1879–1973) an der Uni Zürich doziert und jede Diktatur des 20. Jahrhunderts ideologisch perfektioniert. Das Subjekt zu identifizieren, zu fördern oder notfalls zu eliminieren ist ein alter Wunsch. Lavater entwarf eine «Biometrie avant la lettre», eine Körperlehre, mit der er hinter den gesellschaftlichen Masken und Rollenspielen die «unwillkürliche Natur im Antlitz des Menschen» suchte. Seine physiognomische Zeichenlehre sollte das wahre Subjekt hinter allen seinen Verstellungen aufspüren. Lombroso verbreitete mit dem Werk «L'uomo delinquente» kriminalbiologische Theorien zur Tätertypenlehre, während Huter mit der Psycho-Physiognomik eine Lehre



begründete, die im Aufbau des menschlichen Hauptes «Lebenssinn und Lebenszweck» zu erkennen glaubte. Jede bisherige Anthropometrie verfolgte das Ziel einer Typisierung und Charakterisierung von Menschen und Rassen.

Huters «Grundlagen der Menschenkenntnis», 1911 erstmals veröffentlicht, erlebten unzählige Auflagen und Erweiterungen. Seine Prinzipien der Physiognomik sind Lehrmittel von Schulen und Seminaren, und seine Ansichten vom «Ausdruck des körperlichen und geistigen Lebens» werden durch zahlreiche Stiftungen mit dem Nachdruck der originalen Werke gefördert. Aufgrund messbarer und vergleichbarer Kriterien unterscheidet er höherwertige von mittel- und minderwertigen Menschen, geniale, edle und gute, von gemeinen, degenerierten und disharmonisch-hässlichen Naturen mit einem unwiderstehlichen Drang zum Bösen. Nach seiner Dreiteilung des Gesichts und der Stirn arbeiten auch heute seine Schüler. Das Rassisch-Antisemitische wurde eliminiert, geblieben ist ein Rasterschema, das in der Ohrmuschel den Adel der Seele, in der Oberlippe die Geschlechtsreinheit und im obersten Gesichtsdrittel Seelengröße und Weisheit findet, oder eben nicht. Biometrie war stets die Suche nach dem Echten, Wahren, Schönen, Verborgenen und Bedrohlichen. Was die Ich-Inszenierungen verbergen, soll ans Tageslicht. Lavater und seine Nachfolger hatten immer eine sitt-

liche Zeichenlehre vor Augen: «Stand, Gewohnheit, Besitztümer, Kleider, alles modificirt, alles verhüllt ihn. Durch alle diese Hüllen bis auf sein Innerstes zu dringen, selbst in diesen fremden Bestimmungen feste Punkte zu finden, von denen sich auf sein Wesen sicher schliessen lässt.» Immer sollte der verborgene Kern des Menschen sichtbar gemacht werden.

Um Demaskierungen geht es auch bei den neuen Sicherheitstechnologien. Vorläufig stehen technische Fragen im Vordergrund. Die Ziele sind bescheidener, auch dort, wo der Body-Scanner Flugpassagieren einen Striptease zumutet oder Ladendiebstähle aufdeckt oder den perfekten Massanzug plant, definieren die Methoden weder den Charakter noch soziale oder rassische Merkmale. Doch was wäre, wenn sich Krankheiten und Behinderungen erfassen liessen, was wäre, wenn

Messungen der medizinischen Prävention, den Anbietern von Versicherungen, der Bestimmung von Berufstauglichkeit oder irgendwelchen Auswahlkriterien zugute kämen? Trotz aller Risiken würde niemand auf ein bequemes Instrument verzichten wollen, das aufgrund individueller und kollektiver Sicherheitsbedürfnisse und bequemer Anwendungen im Alltag allgemeine Akzeptanz erlangte. Bis zum Ersten Weltkrieg brauchten wohlhabende Reisende in Europa keine Pässe. Papiere vorzuweisen war ein Armeleuteproblem, wollten diese nicht als Vagabunden oder Bettler eingesperrt werden. Kreditkartenfirmen entwickelten als erste biometrische Datensätze. Heute markieren RFID-Chips Waren und Menschen. So hat jeder und jede ein Verfalldatum und einen Preis.

Besuchszeiten

Bernhard Gurtner

Die Besuchszeiten auf den allgemeinen Abteilungen der öffentlichen Spitäler waren einst beinahe so stark eingeschränkt wie diejenigen in Gefängnissen: Zweimal wöchentlich von 13.30 bis 15 Uhr, am Samstag und Sonntag oder für «neugeborene» Väter bestenfalls etwas verlängert. Aufmerksame Portiers sicherten die Einhaltung der Vorschriften und liessen die ungeduldigen Besucher erst um 13.29 Uhr die mobilen Schranken passieren, die sie vor den Zugängen angebracht hatten. Darauf folgte ein Gedränge in den Aufzügen und Treppenhäusern, wie wir es heute im täglichen Stossverkehr erleben.

Gelang es einem Schlaumeier doch, sich zu unerlaubter Zeit einzuschleichen – und wurde er am (!) Krankenbett seiner Frau oder Freundin er tappt – so musste er die Bettenstation unter Begleitschutz und bösen Blicken mit dem nächsten Lift unverzüglich wieder verlassen. So gestreng waren damals die heilsamen Bräuche. Wehe aber auch, wenn ein medizinischer Unterassistent oder eine noch unerfahrene Pflegeschülerin einen Patienten während der unantastbaren Besuchszeit zu einer Untersuchung wegführen wollten. Sie trafen auf einen abweisenden Familienkreis, der sich schützend um das Krankenbett aufstellte und jede Intervention verhinderte, solange die kurzfristige Kontakterlaubnis nicht restlos ausgenutzt war. Erst nachher konnte man wieder alle pflegerischen oder ärztlichen Aufgaben ungestört erledigen, was schwieriger geworden ist, seit rund um die Uhr besuchsberechtigte und kritisch beobachtende Angehörige nicht von den Betten weichen wollen.

Die Konzentration der Besuche auf wenige und kurze Termine hatte zur Folge, dass mitgebrachte Süßigkeiten und Blumensträuße stossweise anfielen. Blutzuckerwerte entgleisten, leere Konservenbüchsen mussten als behelfsmässige Vasen dienen; Topfpflanzen wurden aus hygienischen Gründen verboten. Alkoholische Getränke durften keinesfalls mitgebracht werden, was eine schlaue Rheintalerin nicht daran hinderte, für ihren Mann hochprozentigen Schnaps als «Weihwasser» beschriftet einzuschmuggeln.



Der fromme Betrug wurde erst riechbar, als das geheiligte Fläschchen zu Boden fiel und zerbrach.

Gut gemeint, aber schlecht bekömmlich, war der Spitalbesuch einer lebhaften südländischen Grossfamilie, die alle Kinder, Enkel, Tanten und Cousinen um das Bett des kranken Nonno versammelte. Wild durcheinanderredend brachten sie den schwerhörigen Mann rasch zur Erschöpfung, und weil sie ihm mangels Kleiderhaken ihre schweren, feuchten Wintermäntel und obendrauf auch noch den jüngsten Säugling auf die Bettdecke schichteten, musste er unter dieser familiären Last fast ersticken. Ein Zimmergenosse des immer zyanotischer werdenden Patienten betätigte noch rechtzeitig die Alarmglocke.

War der Besuchsrummel für einmal wieder vorbei, blieben die Kranken für lange Zeit ohne jede Verbindung zu den Angehörigen, weil Festnetzanschlüsse in Mehrbettzimmern fehlten und es auch noch keine Mobiltelefone gab. In den nun wieder entvölkerten Krankensälen mussten die Pflegenden jene trösten, die vergeblich auf einen Besuch gehofft hatten, und andere, die durch ungeschickte Bemerkungen von Angehörigen verängstigt worden waren: «Was, du hast eine Bauchspeicheldrüsenentzündung? Das haben sie bei Köbi letztes Jahr auch gefunden, der war dann in drei Monaten tot!»

Allmählich wurden die Besuchszeiten ausgedehnt und ein durchgehend freier Zugang in der Spitalwerbung angepriesen. Damit wurden aber eher die Ansprüche der gesunden Besucher als

die geheimen Wünsche der kranken Bettlägerigen erfüllt. Die fast uneingeschränkten Kontaktmöglichkeiten sind zu einer Mühsal geworden, derer sich Schonungsbedürftige durch individuelle Besuchssperren und Abschalten der Telefone zu erwehren versuchen. Das funktioniert auf der Privatabteilung, jedoch nicht in den Mehrbettzimmern der Allgemestationen, wo sich Besuche und Telefonate multiplizieren, wobei alle Details der Leidensgeschichten so wortwörtlich wiederholt werden, bis sie für unfreiwillig Mithörende kaum mehr erträglich sind. Regelmässige Benutzer der öffentlichen Verkehrsmittel haben sich vielleicht an diese Vergesellschaftung des Intimbereichs gewöhnt und ärgern sich weniger, wenn im Nachbarbett einmal mehr das Handy trillert.

Es gibt Erkrankte, Operierte oder Unfallopfer, die sich nie als unwürdige Jammergestalten zeigen möchten und die deshalb prinzipiell keine Besuche empfangen wollen. Das schätzen Bekannte, für die ein Spitalbesuch nur Pflichtprogramm gewesen wäre; liebende Angehörige oder Freunde wird diese stolz abweisende Haltung eher verwirren. Es kam auch öfters vor, dass sich Sterbende leise «davonmachten», wenn die Angehörigen für kurze Zeit einmal weggegangen waren, nachdem sie sich zuvor tage- und nächtelang am Bett sitzend ununterbrochen abgelöst hatten. Das schien kein zufälliges Geschehen zu sein, sondern Ausdruck des empfindbaren Wunsches, dann allein gelassen zu werden, wenn ohnehin niemand mehr mitkommen kann.